GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

»Krieg« - sehr friedlich

Gehring, Petra

1996

https://doi.org/10.25595/620

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Gehring, Petra: *»Krieg« - sehr friedlich*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 14 (1996) Nr: 1, 127-129. DOI: https://doi.org/10.25595/620.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-1996-0114

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Petra Gehring

»Krieg« – sehr friedlich

Bericht vom 7. Symposium der Internationalen Assoziation für Philosophinnen, Wien, 20.–23. September 1995

Die gemeinsam mit dem Wiener Philosophinnenclub ausgerichtete Veranstaltung der IAPh stand unter einem prägnanten Thema: »Krieg«, und die meisten der fast siebzig angekündigten Vorträge nahmen die darin gelegene Herausforderung an. Das Gelände, freilich, war schwierig. Wie und woran feministische Perspektiven hier überhaupt auf philosophische Weise Anhaltspunkte finden können, dies ist eine offene Frage. Die Last brennender Aktualität kommt hinzu. So gesehen war für die Wiener Tagung eine Gemengelage von Verantwortungsgefühlen und politischer Ratlosigkeit geradezu vorprogrammiert. Eine Chance für die Diskussion und für neue Orientierungen, für ein feministisches Denken jenseits von Schablonen, für Theoriearbeit an der Schwelle des Begriffs?

Fünf Plenarvorträge gab es zur Eröffnung. Rada Ivekovic (Paris) wies auf allgemeine Kriegsmerkmale hin: männliche Identifikationsmuster wie Vater/Führer, Brüder/Kameraden sowie die »Dichotomie« zwischen kollektivem »Wir« und kollektivem anderen. Mit dem Ideal der nationalen Reinheit wird die Frau eine zu kontrollierende Größe, die Vergewaltigung der »Frau des Gegners« zum unmittelbaren Angriffsziel. Die Identifikation der kriegführenden Männer mit der Nation habe ihren Fluchtpunkt nicht zuletzt in der »autistischen Idee« (Ivekovic), aus sich selbst geboren zu sein. Das Phantasma der Selbststeigerung zeige analoge Züge wie das »Subjekt« der männlichen Subjektphilosophie. – Um die aus Frauenperspektive doppelgesichtige Fragestellung des Phänomens »Krieg« ging es bei Brigitte Weisshaupt (Zürich). Der Krieg müsse utopisch als überwindbar gedacht werden, auch dann, wenn er anthropologisch unvermeidlich wäre. Als historisches Faktum, jedenfalls, lebe Krieg vom Geschlechterdualismus, sofern das Militär eine bestimmte Männeridentität ebenso benötigt wie das dazugehörige weiblich-friedfertige Korrelat. Auch »zivile« Geschlechtermuster vertiefen dies ideologisch wie praktisch, nicht zuletzt durch den Wehrdienst als Abschnitt in der Sozialisation. – Allzu »realistische« Gewaltdarstellungen durch feministische Filmemacherinnen kritisierte Linda Lopez McAlister (Tampa). Die Gefahr von Identifikationen mit der vor der Kamera stattfindenden oder aber durch den distanzierten Blick der Kamera selbst ausgeübter Gewalt lasse sich allein durch indirektere Darstellungsweisen vermeiden. – Nach dem Kino die antike Tragödie: Dichtgeflochtene Gedanken über den gewaltsamen Tod entfaltete Astrid Nettling (Köln) im Zuge einer Antigone-Lektüre. Der Krieg als Sache einer »starken Vernunft« (Nettling) scheitere zumindest insofern am Werk der »schwachen« und geduldigen Trauer der Frauen, als die Sorge um die Toten hinzeigen kann auf einen anderen Umgang mit der Grenze des anderen, mit der Grenze des Todes. Freilich haben auch die Sorge um die Toten und die reintegrative Arbeit des Erinnerns ihr dialektisches Moment: Die Polis wird ausgesöhnt, nachträglich, und lernt, mit der Nachträglichkeit zu leben. Antigone holt nicht nur den Tod ins Leben zurück, sie ermöglicht auch ein Leben mit dem Kriegskalkül und mit einem Sich-rüsten-für-den-Tod. – Adrian Piper (Wellesley) folgte. Sie ging von Kant aus und entwarf ein erheblich

schlichteres Bild der Lage. Die Xenophobie als Regung des Menschen trete prinzipiell auf, sobald eine Erwartung sich nicht erfüllt. Xenophobe Gefühle seien insofern psychisch unvermeidlich. Es gelte, sich das bewußtzumachen und mit ihnen reflektierter umzugehen.

Die lebendigsten anderthalb Stunden des Eröffnungstages, mittags, standen nicht unter akademischen Vorzeichen – eine glückliche Entscheidung des Wiener Philosophinnenclubs. Vier Frauen berichteten, die aus unmittelbarer praktischer Erfahrung und längjährigem eigenem Engagement in Kriegs- oder »Konflikt«regionen sprechen konnten. Johanna Dohnal, ehemalige österreichische Frauenministerin, Neva Tölle, Mitarbeiterin verschiedener autonomer Frauenprojekte in Kroatien, Elisabeth Kassab von einer feministischen Forschungsgruppe im Libanon und Susanne Rasoul-Rockenschaub für ein in Beirut angesiedeltes arabisch-europäisches Zeitungsprojekt berichteten über die spannungsgeladenen Bedingungen ihrer Arbeit. Leider blieb für die Diskussion kaum Zeit.

Die drei folgenden Tage boten mit etwa fünfzig Sektionsvorträgen ein reichhaltiges und – soweit das Auge der Berichterstatterin reichte – auch durchweg gut besuchtes Programm. Mit »Klassikern« der politischen Philosophie, Politik- oder Kriegstheorie (Macchiavelli, Hobbes, Clausewitz, Kant, Marx, Schmitt u.a.) wurde selten gearbeitet, häufig dagegen mit Hannah Arendt, Michel Foucault, mit der einen oder anderen Form von Psychoanalyse sowie – überraschend häufig – mit Emmanuel Levinas.

Von den Sektionsvorträgen müssen Eindrücke genügen. Die Berichterstatterin, ganz einfach der (Zu-)Hörlust hingegeben, hat nach eigenem Gutdünken ausgewählt. – Aber unbestritten hat es Höhepunkte gegeben. So gleich zu Anfang eine glänzende Arendt-Lektüre, entfaltet von Bat-Ami Bar On (New York). Vor dem Hintergrund einer genauen Analyse verschiedener Texte von Arendt schlug Bar On auf überzeugende Weise Brücken zur Problemstellung des »postmodernen«, auf »informationellen« Techniken gestützten Krieges und plazierte eine feministische Kritik. »Your finest clothes are those you wear as soldiers ...«, heißt es in einem Text von Virginia Woolf. Ausgehend vom scheinbar nebensächlichen Aspekt der Kleidung, rollte Eva Bahovec (Ljubljana) die viel umfassendere Frage nach den an der Grenze der symbolischen Ordnung angesiedelten Orten der Macht auf der Außenseite der Körper auf. Behutsam, aber deutlich stellte Bahovec feministische Analysen in Frage, die den weiblichen Körper als bloßes Objekt des männlichen Blicks auffassen, als etwas Machtloses, zumal in Sachen Kleidung und Mode. Auch und gerade als symbolisch ausstaffierter habe der weibliche Körper eine eigene, und eigens von der Macht bewirkte, Positivität. Deren Ambiguität – und spezifische »Schwäche« – habe vielmehr mit dem Grad und Ausmaß von dessen symbolischer Ausdifferenzierung zu tun. In der Kleidung erinnere der Frauenkörper am ehesten an den hochverletzlichen symbolischen Körper des Königs bei Kantorowicz: in einem Höchstmaß verehrt, in einem Höchstmaß dem politischen Zugriff unterworfen. Nur wenige Fragen folgten auf Carola Meier-Seethalers (Bern) »Thesen zur Pathogenese des Krieges«, obwohl sie sich mit der Frage nach den Ursachen für menschliche Destruktivität nicht gerade wenig vorgenommen hatte. Krieg sei ein kollektives Kompensationsphänomen, so lautete mit Erich Fromm die Antwort. Alice Pechriggl (Paris/Wien) zog demgegenüber den Blickwinkel der Historikerin vor. Sie untersuchte »Die Formation der Körper«, und zwar das »formierte Männercorps als Grundgestalt politischer Herrschaft«. Phalanx und Hoplitencorps bildeten militärische Gestalten in der Genealogie von soldatisch-bürger-

licher Männeridentität. Homologe Einzelkörper als Teile eines Ganzen beginnen sich hier zu formen wie auch ein »Volkskörper«, der sich politisch definiert – ohne im übrigen, wie in späteren Epochen, bereits ein eindeutig symbolischer Körper zu sein. Historische Untersuchungen boten auch Sabine Treude (Frankfurt am Main), die der Geschichte jener Häretikerinnen nachging, die den Katharerfeldzügen und der Inquisition zum Opfer fielen, sowie Ursula Marianne Ernst (Wien), die über eine Mystikerin und Schriftstellerin des 16. Jahrhunderts sprach. Der Frage des Schreibens und der literarischen Bewältigung von Krieg und Kriegserfahrung durch Schriftstellerinnen war eine Anzahl von Vorträgen gewidmet. Bozena Choluj (Warzawa) beschäftigte sich mit Ruth Klüger, Gerburg Treusch-Dieter (Berlin) mit Ingeborg Bachmann. Bei Eva Waniek (Wien) ging es um die Stilisierung des Kriegerischen mit filmischen Mitteln: »Zur Poetisierung des Politischen bei Leni Riefenstahl«. Die größte Medienaufmerksamkeit wurde bereits im Vorfeld dem von Claudia Card (Madison) angekündigten Beitrag »On Rape as a Weapon of War« zuteil. Was kam, war jedoch kein Spektakel, sondern eine leise und nachdenklich vorgetragene Reflexion. – Diese wird nachzulesen sein, wie auch die vielen Beiträge, die hier nicht erwähnt werden konnten: Für das kommende Jahr ist die Publikation der Kongreßakten in Aussicht gestellt.

Erwähnt werden sollte außerdem die Ausstellung WAS WAR IST mit Bildern, Objekten und Installationen zum Thema Krieg und Kriegsgewalt. Die Eröffnung am 23. September war Teil des Programms des Symposiums, und Gerburg Treusch-Dieter gab abends einleitende Worte. Bis zum 31. Oktober waren die Arbeiten von Künstlerinnen der Collegegemeinschaft Wien im Foyer und Tiefspeicher der österreichischen Nationalbibliothek zu sehen.

Zum Schluß ein Fazit? Ein Bild der Stimmung? Es wurden bemerkenswert wenige, bemerkenswert freundliche und zuweilen auch – was den außerphilosophischen, den feministischen oder auch politischen Diskussionsstand im allgemeinen angeht – bemerkenswert naive Fragen gestellt. Einschätzungen wurden, so überhaupt vorhanden, eher gleichmütig registriert als kontrovers diskutiert oder im gemeinsamen Gespräch gesucht und weiterentwickelt. Philosophinnen haben offenbar die Wahl: Sie können, konfrontiert mit dem Unbegreiflichen des Krieges, ebenjenen Schrecken der Vernunft, das drohende Verstummen auf neue Weise in die Diskurse der Philosophie hineinzutragen suchen. Sie können mit dem Undenkbaren des Krieges aber auch von vornherein »professionell« umgehen. Dann ist Krieg ein Reflexionsproblem wie viele andere auch. Im Verlauf der vier Veranstaltungstage von Wien bestand ein gewisser, möglicherweise »politisch« zu nennender Grundkonsens: eine Art von Einigkeit über die besondere Betroffenheit von Frauen durch Krieg und Kriegführung sowie über den patriarchalen Charakter des Phänomens. Ansonsten war jedoch überwiegend eines gefragt: professioneller Ton und theoretische Souveränität.

Auf den Vortrag von Birge Krondorfer (Wien), »›An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen‹ ... Vernichtung der Politik«, der u.a. die Problematik der kriegerischen Ratio von Theorie als solcher ansprach, gab es ein längeres Statement von einer anwesenden Kollegin: Sachlich sei ja vieles interessant gewesen, aber da habe ein moralischer Unterton mitgeklungen, über den feministische Wissenschaft eigentlich inzwischen hinaus sei. Man forsche zum Glück doch längst einfach ganz sachlich und normal. Krondorfer deutete freundlich »Zweifel« an der Möglichkeit einer gänzlich neutralen Reflexionsperspektive an. Weitere Wortmeldungen blieben aus. Danach war es zwölf Uhr und alle gingen in die Pause. Friedlich. Pünktlich.